Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 20 (1952-1953)
Heft: 9

Artikel: Goethe und der Mythus von der Geburt des Helden
Autor: Leschnitzer, Adolf F.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759342

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

GOETHE UND DER MYTHUS VON DER GEBURT DES HELDEN

Von Adolf F. Leschnitzer

Goethe berichtet uns in «Dichtung und Wahrheit»[1] über die Zwistigkeiten, die er etwa im zwölften, dreizehnten oder vierzehnten Lebensjahr mit anderen Kindern hatte, darunter auch über einen Vorfall, der bisher noch kaum je gewürdigt worden ist:

«Sie brachten darauf ein Märchen vor, das sie ihren Eltern wollten abgelauscht haben: *mein Vater sei der Sohn eines vornehmen Mannes,* und jener gute Bürger (nämlich: der Großvater) habe sich willig finden lassen, äußerlich Vaterstelle zu vertreten. Sie hatten die Unverschämtheit, allerlei Argumente vorzubringen, zum Beispiel, daß unser Vermögen bloß von der Großmutter herrühre, daß die übrigen Seitenverwandten, die sich in Friedberg und sonst aufhielten, gleichfalls ohne Vermögen seien und was noch andere solche Gründe waren, die ihr Gewicht bloß von der Bosheit hernehmen konnten. *Ich hörte ihnen ruhiger zu, als sie erwarteten,* denn sie standen schon auf dem Sprung, zu entfliehen, wenn ich Miene machte, nach ihren Haaren zu greifen. Aber ich versetzte ganz gelassen: auch dieses könne mir recht sein. Das Leben sei so hübsch, daß man völlig für gleichgültig achten könne, wem man es zu verdanken habe: denn es schriebe sich doch zuletzt von Gott her, vor welchem wir alle gleich wären. So ließen sie, da sie nichts ausrichten konnten, die Sache für diesmal gut sein; man spielte zusammen weiter fort, welches unter Kindern immer ein erprobtes Versöhnungsmittel bleibt.

Mir war jedoch durch diese hämischen Worte eine Art von sittlicher Krankheit eingeimpft, die im stillen fortschlich. *Es wollte mir gar nicht mißfallen, der Enkel irgendeines vornehmen Herrn zu sein, wenn es auch nicht auf die gesetzlichste Weise gewesen wäre.* Meine Spürkraft ging auf dieser Fährte, meine Einbildungskraft war angeregt und mein Scharfsinn aufgefordert. Ich fing nun an, die Angaben jener zu untersuchen, fand und erfand neue Gründe der Wahrscheinlichkeit. Ich hatte von meinem Großvater wenig reden hören, außer daß sein Bildnis mit dem meiner Großmutter in einem Besuchszimmer des alten Hauses gehangen hatte, welche beide, nach der Erbauung des neuen, in einer obern Kammer aufbewahrt wurden. Meine Großmutter mußte eine sehr schöne Frau gewesen sein und von gleichem Alter mit ihrem Manne. Auch erinnerte ich mich, in ihrem Zimmer das Miniaturbild eines schönen Herrn, in Uniform mit Stern und Orden, gesehen zu

[1] Tempel-Ausgabe, Bd. 11, S. 79 ff.

haben, welches nach ihrem Tode mit vielen andern kleinen Gerätschaften während des alles umwälzenden Hausbaues verschwunden war. Solche wie andre Dinge baute ich mir in meinem kindischen Kopfe zusammen und übte frühzeitig genug jenes moderne Dichtertalent, welches durch eine abenteuerliche Verknüpfung der bedeutenden Zustände des menschlichen Lebens sich die Teilnahme der ganzen kultivierten Welt zu verschaffen weiß.

Da ich nun aber in solchem Fall niemandem zu vertrauen oder auch nur von ferne nachzufragen mich unterstand, so ließ ich es an einer heimlichen Betriebsamkeit nicht fehlen, um womöglich der Sache etwas näherzukommen.»

Goethe berichtet sodann recht amüsant, wie er weitere Nachforschungen angestellt und Bildnisse regierender und nicht regierender Fürsten betrachtet habe,

«... forschend, ob ich nicht eine Aehnlichkeit mit meinem Vater oder gar mit mir entdecken könnte.»

Die Suche verlief jedoch ergebnislos.

«Denn bald waren es die Augen von diesem, bald die Nase von jenem, die mir auf einige Verwandtschaft zu deuten schienen.»

Die abschließende Bemerkung über diese Erinnerungen lautet:

«Und ob ich gleich in der Folge diesen Vorwurf als ein durchaus leeres Märchen betrachten mußte, so blieb mir doch der Eindruck, und ich konnte nicht unterlassen, die sämtlichen Herren, deren Bildnisse mir sehr deutlich in der Phantasie geblieben waren, von Zeit zu Zeit im stillen bei mir zu mustern und zu prüfen. So wahr ist es, daß alles, was den Menschen innerlich in seinem Dünkel bestärkt, seiner heimlichen Eitelkeit schmeichelt, ihm dergestalt höchlich erwünscht ist, daß er nicht weiter fragt, ob es ihm sonst auf irgendeine Weise zur Ehre oder zur Schmach gereichen könne.»

Wir müssen Goethe dafür dankbar sein, daß er diese Stelle niedergeschrieben und uns damit Einblick in sein Seelenleben als Zwölf-, Dreizehn- oder Vierzehnjähriger gewährt hat. Die Stelle ist eine Art Beichte, die abzulegen ihm aus naheliegenden Gründen nicht leicht fiel, wie die Schlußbemerkung über «Dünkel» und «heimliche Eitelkeit» beweist. Aber ebenso wie Rousseau hat Goethe es für richtig gehalten, uns eben auch eine Erinnerung, die ihm peinlich war, zu übermitteln. Es ist daher ein Ausdruck der Prüderie, wenn die Herausgeber einer sehr verbreiteten Goethe-Ausgabe die ganze Stelle nicht abgedruckt haben, und zwar mit der Anmerkung: «Ausgelassen, was der Knabe über angeblich hohe, illegitime Herkunft des Vaters zusammenphantasiert.» Wir haben allen Anlaß, froh darüber zu sein, daß Goethe uns so sorgfältig Auskunft gegeben hat über Phantasien, die ihn als Kind oder Heranwachsenden offensichtlich längere Zeit hindurch stark beschäftigt haben.

Auf Grund der Einsichten, zu denen uns die moderne Psychologie, vor allem die Kinderpsychologie, verholfen hat, sind wir nämlich in der Lage, aus der zitierten Bemerkung bestimmte Schlüsse auf Goethes seelische Entwicklung und auf seine Charakterbildung zu ziehen. Wir wissen heute, daß viele Kinder ungefähr in dem Alter, in dem Goethe damals stand, gleiche oder ähnliche Phantasien haben, zum Beispiel, daß sie Findelkinder seien und ihnen dies später zu gegebener Zeit von ihren «Eltern» — die also eigentlich nur ihre Pflegeeltern sind — auch mitgeteilt werden wird. Sigmund Freud hat einmal darauf hingewiesen, daß viele Menschen die Neigung haben, sich einen Familienroman anzudichten, dessen bedeutsamer Ausgangspunkt ist, daß sie hoher, zum Beispiel adeliger Herkunft sind.

Erinnern wir uns nun an die berühmte Darstellung am Anfang von «Dichtung und Wahrheit», wo Goethe sagt, daß er «für tot auf die Welt»[2] gekommen sei, so können wir einen Schritt weiter gehen. Otto Rank hat in seinem Buch «Der Mythus von der Geburt des Helden» gezeigt, daß es in der Literatur der verschiedensten Völker und Zeiten der Typ eines und desselben Mythus ist, der den nur in den Einzelheiten verschiedenartig ausgestalteten Erzählungen von der Geburt des Helden, das heißt des Führers oder Religionsstifters zugrunde liegt. Der Held, die zu künftiger, überragender Leistung ausersehene Persönlichkeit, ist geheimnisvoller Herkunft und wird unter Gefahren geboren. Rank erläutert das mit großer Eindringlichkeit und Genauigkeit an der Moses-Erzählung: während alle anderen neugeborenen, hebräischen Knaben auf Pharaos Befehl getötet wurden, wurde Moses im Nil ausgesetzt und wundersam gerettet. Rank weist diesen Mythentyp in zahlreichen Beispielen von Sargon und Moses bis zu Lohengrin nach.

Die beiden erwähnten Stellen aus «Dichtung und Wahrheit» zeigen also, daß Goethe den Mythus von der Geburt des Helden auf sich bezogen hat. Man könnte vielleicht den Einwand erheben, daß die hohe Abkunft *eine* Generation vorverlegt worden ist, also nicht unmittelbar dem Dichter selbst, sondern seinem Vater zugeschrieben wird. Aber wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, daß das Schamgefühl des Knaben und die Ehrfurcht vor Vater und Mutter bei dieser Abwandlung mitgewirkt haben.

Sollten sich nicht noch mehr Zeugnisse für diese Vorstellung Goethes finden lassen? Es ist anzunehmen, daß dieser *einen* von Goethe so lebhaft erinnerten Phantasie andere, frühere Phantasien vorausgegangen sein müssen. Möglicherweise waren darunter auch

[2] Tempel-Ausgabe, Bd. 11, S. 7.

gerade besonders frühe und wichtige Phantasien, die der Dichter nicht in Erinnerung behalten konnte, weil sie dem Zeitabschnitt vor dem vom vierten Lebensjahr reichenden Latenzperiode angehören, die eben deshalb Latenzperiode genannt wird, weil in ihr die meisten vorherliegenden kindlichen Erlebnisse verschwinden, das heißt in Vergessenheit geraten.

Nun will es ein glücklicher Zufall, daß wir zwei Arbeiten großer Forscher besitzen, für deren an sich weit auseinanderliegende Ergebnisse unsere Hypothese das notwendige Zwischenglied bildet, so daß eine lückenlose Darstellung möglich wird. Diese beiden Arbeiten sind Sigmund Freuds 1917 erschienener Aufsatz «Eine Kindheitserinnerung Goethes»[3] und Konrad Burdachs Abhandlung «Faust und Moses», erschienen 1912 in den «Sitzungsberichten der Preußischen Akademie der Wissenschaften»[4].

Freuds Arbeit setzt an der Stelle ein, wo es so schwierig ist, neues, beweiskräftiges Material zu finden. Er untersucht eine frühe Kindheitserinnerung Goethes, die einzige, die der Latenzperiode vorausgeht. Der Aufsatz befaßt sich mit einem Vorfall aus «Dichtung und Wahrheit», der offenbar das früheste Ereignis in Goethes Leben ist, auf das der Dichter sich selbst besinnen konnte — also eine Erinnerung, die nicht auf der Erzählung von Eltern und anderen Erwachsenen beruht und die dann bloß später als eigene Erinnerung substituiert wird. Freud nennt derartige erste bewußte Erinnerungen, die Menschen an Vorfälle der frühen Kindheit haben, «Deckerinnerungen». Sie stehen beziehungslos da und sind an sich unverständlich: denn sie verdecken die Emotionen, von denen sie einmal ausgelöst worden sind, das heißt, diese Emotionen selbst sind vergessen. Goethes früheste Erinnerung, beziehungsweise Deckerinnerung, bezieht sich auf ein Ereignis, das ungefähr ins vierte Lebensjahr gefallen sein muß. Er beschreibt, wie er zum Ergötzen gegenüber wohnender Bekannter alles erreichbare Geschirr aus dem Fenster hinauswarf. Freud ist auf Grund der Analyse ähnlicher Vorfälle, die er in seiner Praxis beobachten konnte, in der Lage, diesem Vorfall eine Erklärung zu geben, die heutzutage von der Kinderpsychologie wohl nahezu ohne Einschränkung akzeptiert wird. Freud nimmt an, daß das Hinauswerfen des Geschirrs als symbolischer Akt angesehen werden muß, der den erregten Gefühlen des Kindes Ausdruck gibt. Wahrscheinlich ist das Kind Goethe, wie auch viele andere Kinder, durch die Geburt eines Geschwisterchens in Erregung versetzt worden. Goethe hat

[3] Imago V, 1917.

[4] Berlin 1912, I: 358—403; II: 627—659; III: 736—789.

nämlich nicht nur eine Schwester, Cornelia, gehabt, sondern eine ganze Reihe von Geschwistern. Von insgesamt sechs Kindern sind vier in früher Kindheit gestorben.

Wir können vermuten, daß es sich um die Geburt des Bruders Jacob (1753) gehandelt hat. Jacob starb im Jahre 1759, also im Alter von sechs Jahren, als Goethe zehn Jahre alt war. Um so erstaunlicher ist die Tatsache, daß Goethes kleiner Bruder in der Autobiographie nur einmal flüchtige und keineswegs besonders freundliche Erwähnung findet. Der Dichter sagt lediglich:

«Er war von zarter Natur, still und eigensinnig, und wir hatten niemals ein eigentliches Verhältnis zusammen. Auch überlebte er kaum die Kinderjahre.»[5]

Freud zitiert jetzt E. Hitschmann:

«Auch der kleine Goethe hat ein Brüderchen nicht ungern sterben sehen. Wenigstens berichtete seine Mutter nach *Bettina Brentanos* Wiedererzählung folgendes: ‚Sonderbar fiel es der Mutter auf, daß er bei dem Tod seines jüngeren Bruders Jacob, der sein Spielkamerad war, keine Träne vergoß: er schien vielmehr eine Art Aerger über die Klagen der Eltern und Geschwister zu haben; da die Mutter nun später den Trotzigen fragte, ob er den Bruder nicht lieb gehabt habe, lief er in seine Kammer, brachte unter dem Bett hervor eine Menge Papiere, die mit Lektionen und Geschichtchen beschrieben waren; er sagte ihr, daß er dies alles gemacht habe, um es den Bruder zu lehren.' Der ältere Bruder hätte also immerhin gern Vater mit dem Jüngeren gespielt und ihm seine Ueberlegenheit gezeigt.»

Freud führt sodann weiter aus:

«Wenn wir nun zur Kindheitserinnerung Goethes zurückkehren und an der Stelle von ‚Dichtung und Wahrheit' einsetzen, was wir aus der Beobachtung anderer Kinder erraten zu haben glauben, so stellt sich ein tadelloser Zusammenhang her, den wir sonst nicht entdeckt hätten. Es heißt dann: ‚Ich bin ein Glückskind gewesen; das Schicksal hat mich am Leben erhalten, obwohl ich für tot zur Welt gekommen bin. Meinen Bruder aber hat es beseitigt, so daß ich die Liebe der Mutter nicht mit ihm zu teilen brauchte'...»

«Ich habe es aber (fährt Freud fort) schon an anderer Stelle ausgesprochen: Wenn man der unbestrittene Liebling der Mutter gewesen ist, so behält man fürs Leben jenes Eroberungsgefühl, jene Zuversicht des Erfolges, welche nicht selten wirklich den Erfolg nach sich zieht. Und eine Bemerkung solcher Art, wie: ‚Meine Stärke wurzelt in meinem Verhältnis zur Mutter', hätte Goethe seiner Lebensgeschichte mit Recht voranstellen dürfen.»

Soweit Freud. Ihm ist übrigens entgangen, daß seine Interpretation in «Dichtung und Wahrheit» vorkommt. Wenige Seiten vor der Stelle, die wir zitiert haben, wird der Knabe Goethe in einem Traum, der in dem Märchen «Der neue Paris» vorkommt, gefragt: «Wer bist du?» und antwortet: «Ein Liebling der Götter.»[6]

[5] Tempel-Ausgabe, Bd. 11, S. 40.

[6] Tempel-Ausgabe, Bd. 11, S. 71.

Freuds Interpretation jener Deckerinnerung liefert uns also das erste Glied der Entwicklungsreihe, die dann zu der Phantasie hinführt, die wir am Anfang zitierten.

Burdach machte die merkwürdige Beobachtung, daß die Moses-Figur eine außerordentliche Bedeutung für Goethe hatte. In seiner vorhin erwähnten Akademie-Abhandlung wies er dann nach, daß die Figur des Moses auf die Faust-Dichtung aufs stärkste eingewirkt hat: Vom Jahre 1771 an bis zum Ende von Goethes Leben, über einen Zeitraum von sechs Jahrzehnten hinweg, tauchte die Moses-Gestalt in Goethes Geist immer wieder auf. Dieses Auftauchen fand seinen vielfachen dokumentarischen Niederschlag in Briefen, Gedichten und sonstigen Erwähnungen dichterisch-produktiver oder wissenschaftlich-theoretischer Art.

Die Beschäftigung mit Moses ist an zahlreichen Stellen des Faust nachweisbar: nicht nur in vielen Einzelheiten, sondern gerade auch in den wichtigsten Partien, vor allem in den großen Monologen. Burdach zeigt, daß die Faust-Gestalt mit Vorstellungen, Erinnerungen, Ideen aufgefüllt worden ist, die sich in überraschender Fülle auf Goethes Beschäftigung mit der Moses-Figur zurückführen lassen. Der Moses der rabbinischen, islamischen und christlichen Ueberlieferung, der Sagen, der Moses der theologischen und mystischen Spekulation, der Mann Gottes, der Seher, der Magier, der Führer, kurz, die Figur, die viele Jahrhunderte hindurch in den Ueberlieferungen des arabischen und okzidentalen Kulturkreises fortgelebt hat, ist es, die auf Goethes «Faust» nicht nur stärksten Einfluß ausgeübt, sondern ihm geradezu ihr Gepräge aufgedrückt hat.

Worauf beruht dieses außergewöhnliche Interesse Goethes? Burdach stellt die präzise Frage: «Welche Züge aus des Moses Charakter und Schicksal boten die psychologische Anknüpfung?» Er gibt uns dann zwar immer neue Belegstellen für Goethes Interesse, aber keine Antwort auf die von ihm selbst gestellte Frage, woher das Interesse kam.

Es scheint, daß wir jetzt in der Lage sind, die Antwort zu geben: Goethe hat die biblischen Erzählungen im frühen Kindesalter — wie Bielschowsky vermutet — aus dem Munde der Mutter kennengelernt. Das Kind Goethe hat sich mit dem Kinde Moses identifiziert. Moses ist der einzige hebräische Knabe seiner Generation, der überlebt, als auf Pharaos Geheiß alle anderen neugeborenen Knaben getötet wurden. Goethe ist der einzige Knabe seiner Familie, der am Leben bleibt.

Wesentlich ist, daß die Identifikation mit Moses mit der Rolle

oder Haltung des «Götterlieblings» zusammenpaßte und wohl mit ihr in eines verschmolz. All die Vorgänge, die zur Entstehung von Goethes Haltung als Götterliebling führten, waren und blieben ihm unbewußt. Sie fanden zum Teil vor, zum Teil während der Latenzperiode statt und konnten daher von ihm nicht erinnert werden. Die Haltung des Götterlieblings war demnach da, solange er sich selbst kannte. Sie mußte ihm als angeboren erscheinen; sie war eben ein Teil seines Wesens geworden — und mit ihr war das rätselhaft starke Interesse an der Moses-Figur da, das erst Burdach für uns aufgedeckt hat.

Was bedeuten diese Ergebnisse? Es scheint, daß sie vor allem in drei Richtungen ausgewertet werden können.

Erstens: Unsere Kenntnis der Persönlichkeits- und Charakterentwicklung Goethes sowie der Entstehungsgeschichte seiner Werke wird erweitert. An anderer Stelle[7] habe ich zu zeigen versucht, daß der Mythus der Geburt des Helden das geheime Leitmotiv von «Dichtung und Wahrheit» ausmacht.

Zweitens: Ebenfalls erweitert wird unser Verständnis kultureller Einflüsse und Fernwirkungen im allgemeinen. Wenn ein Kind wie Goethe das frühe Erlebnis hat, daß es aufgespart blieb, dann liegt es für das Kind nahe, den Mythus von der Geburt des Helden auf sich zu beziehen. Wenn der biblische Stoff in der Erziehung eines Kindes einen so weiten Raum einnimmt, wie es in vielen Ländern nach der Reformation der Fall gewesen ist, dann ist eine derartige Identifikation nichts Außergewöhnliches. Viele Hunderttausende von Kindern unserer Zivilisation müssen sich im Laufe der Zeit unter anderem auch mit der Moses-Figur identifiziert haben. Bei den allermeisten wird das im Charakteraufbau seine Spuren hinterlassen haben, aber für die Außenwelt selten bemerkbar geworden sein. Nicht nur deswegen, weil Goethe ein großer Dichter war, sondern auch, weil uns so außerordentlich viele Dokumente für sein ganzes Leben bekannt sind, und weil sich Forscher, wie in diesem Falle Burdach, in die Dokumente vertieft haben, ist es leichter als sonst möglich, die Identifikation aufzuspüren und ein ganzes Leben hindurch zu verfolgen und zu beobachten.

Und hierbei wird uns eben deutlich, wie «kulturelle Einflüsse» in concreto aussehen und sich auswirken. Es ist eine außerordentliche Wirkung, die wir nachzeichnen können, wenn wir uns vergegenwärtigen: Durch bestimmte Erlebnisse war das Kind darauf vorbereitet, gleichsam vorgeformt, eine Erzählung, eine Figur in sich

[7] American-Imago, 1949, Vol. VI, Nr. 4.

aufzunehmen — und dann hat Goethe als Heranwachsender und als Erwachsener sein Leben hindurch den kindlichen Eindruck verarbeitet, ausgebaut, in sein Leben und sein Werk einbezogen und hat dadurch auf Millionen Menschen gewirkt.

Drittens: Wir dürfen schließlich erwarten, daß ein Phänomen, das in den letzten Jahrzehnten viele Forscher zum Nachdenken gereizt hat, mehr als bisher aufgehellt und unter Verwendung nicht nur psychologischer, sondern auch soziologischer Methoden verständlich gemacht werden kann: die Entstehung des Goethe-Mythus.

Bei näherem Zusehen ergibt sich nämlich: die mythische Heldenrolle, die das Kind Goethe übernahm und die dann ein Teil seines Wesens wurde, ist nichts anderes als die Rolle, die ihm später erst von einem kleinen Kreis, einer Bildungselite, dann in immer wachsendem Umfange von großen Kreisen der Gebildeten zugeschrieben wurde. Wir dürfen diesen Tatbestand folgendermaßen formulieren: Goethe hat außer seiner großen literarischen Leistung noch etwas Weiteres geschaffen. Er hat ein bestimmtes Bild seiner eigenen Persönlichkeit von Kindheit an in sich entwickelt, in seinem Werk mehr oder weniger verhüllt dargestellt und in seinem Leben verkörpert — dadurch, daß er dem Bild, das er von sich selbst hatte, nachzuleben versuchte. Es war ein sehr überzeugendes Bild. Mitwelt und Nachwelt haben es schließlich bereitwillig akzeptiert, weil es ihren eigenen, geheimen Wünschen entsprach: das Bild des großen, überragenden, schöpferischen Menschen, das Bild des Helden im Sinne des Mythus.

Hat Goethe dann nicht eigentlich den entscheidenden Beitrag zu der Entstehung des Goethe-Mythus geleistet, indem er den Grund zu ihm gelegt hat? Ist er nicht selbst der Schöpfer, das heißt der Initiator des Goethe-Mythus, in dem selben, freilich begrenzten Sinne, in dem etwa auch ein Religionsstifter der Begründer seines eigenen Mythus ist?

Es hat einen Autor gegeben, der all die Probleme, die wir hier berührt haben, und noch manche, die wir heute nicht berühren konnten, hellsichtig und meisterhaft beschrieben hat. Er hat die ganze Problematik der Natur Goethes und des Genies im allgemeinen in einigen knappen Sätzen analysiert und zugleich auf ihr richtiges Maß zurückgeführt. Dieser Autor ist Goethe selbst. In einer kurzen Prosastelle, die isoliert, zu keinem Werke gehörig, sich unter fragmentarischen, autobiographischen Notizen findet, stehen jene bemerkenswerten Worte, die zu den großen Aeußerungen menschlicher Selbsterkenntnis gehören:

«Ich habe niemals einen präsumptuoseren Menschen gekannt als mich selbst, und daß ich das sage, zeigt schon, daß wahr ist, was ich sage.

Niemals glaubte ich, daß etwas zu erreichen wäre, immer dacht' ich, ich hätt' es schon. Man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht, das verstehe sich von selbst. Und doch war ich gerade dadurch nur ein Mensch wie andere. Aber daß ich das über meine Kräfte Ergriffene durchzuarbeiten, das über mein Verdienst Erhaltene zu verdienen suchte, dadurch unterschied ich mich bloß von einem wahrhaft Wahnsinnigen.

Erst war ich den Menschen unbequem durch meinen Irrtum, dann durch meinen Ernst. Ich mochte mich stellen, wie ich wollte, so war ich allein.»[8]

[8] Tempel-Ausgabe, Bd. 15, S. 429 f.